

Im Anfang war das Wort

Eine unblutige biblische Medienkritik

von Friedhelm Wessel, 13. März 2004



"Copyleft"

Der Leser dieser Schrift besitzt das volle Copyright – das Recht, dieses Dokument frei zu lesen, zu kopieren und zu verbreiten. Ich bitte allerdings darum, stets die Quelle und den Autor zu nennen

(Friedhelm Wessel, <http://www.arjeh.de>).

Jede Nutzung dieser Schrift gegen Entgelt käme einer **Veräußerung** gleich und widerspräche zutiefst seiner Intention. Deshalb rate ich dringend davon ab, irgendwelche Geschäfte damit zu machen - ganz davon abgesehen, dass mit einem solchen Versuch der **innere Gehalt** der Schrift sofort „ausverkauft“ und die Lektüre damit sinnlos würde.

Kontakt: info@arjeh.de

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“. Man könnte meinen, die Folgen dieses Satzes aus der Matthäuspassion hätten sich erst in unseren Tagen mit voller Macht entfaltet. Seit der Diskussion über Mel Gibsons Jesusfilm wird das Blut Christi nun allenthalben öffentlich ausgeschüttet. Selbst außerhalb des Kinos ist man nicht sicher davor. Auf jedem zweiten Titelblatt lokaler und internationaler Presse wankt uns ein blutüberströmter kreuztragender Jesus entgegen oder bietet uns der Hingerichtete sein tiefendes Haupt zur Betrachtung und geflissentlichen Entrüstung dar.

Zweifellos hat die Filmproduktion in Hollywood und anderswo inzwischen einen technischen Perfektionsstandard erreicht, mit dem buchstäblich alles dargestellt werden kann – und zwar in größerer Realität als die Wirklichkeit selbst. Kino ist schließlich die Kunst, den Zuschauer in eine Scheinwelt zu versetzen und ihm etwas vorzuspielen. Das hat in der Regel mit Realität wenig, mit Emotionalität jedoch jede Menge zu tun. Früher hießen die Kinos in Deutschland „Lichtspielhäuser“, was immerhin noch darauf hindeutete, dass es hier „spielerisch“ und nicht ernsthaft zugehen sollte. Davon sind wir heute weit entfernt. Die Debatte um Mel Gibsons Film „Die Passion Christi“ zeigt das mit allem Nachdruck.

Das wirklich aufregende an der Diskussion um den Film ist aber gar nicht der Streit über seinen angeblichen Antisemitismus oder über die Zulässigkeit von Gewaltdarstellungen in diesem Zusammenhang. Das sind nur Scheingefechte auf vordergründigster Ebene. Tatsächlich reißt der Film die tiefste Wunde jüdisch-christlicher Religion überhaupt auf. Das ist die Frage nach der historischen Dimension biblischer Erzählungen, letztlich die fundamentale Frage nach dem Charakter der Bibel. Damit wird allerdings kein spezifisch christliches Problem aufgeworfen. Das Judentum ist in gleichem Maße betroffen. Denn die ebenfalls bluttriefenden Auseinandersetzungen zwischen Juden und Palästinensern im Vorderen Orient können auf dem gleichen Hintergrund betrachtet werden, obwohl es sich bei den Verletzungen der Menschen dort wahrlich nicht um Filmblut handelt. Beide Konfliktherde gehen auf die selbe Ausweglosigkeit zurück: Die Verwechslung des biblischen Wortes mit einer historischen Wirklichkeit.

Der Film gerät vor allem deshalb unter Antisemitismusverdacht, weil er suggeriert, reale Juden hätten einen realen Menschen, der die Unschuld selbst darstellt, unter fadenscheiniger Anklage und aus opportunistischen und egoistischen Gründen dem sicheren und brutalen Tod ausgeliefert. Nach gleichem Muster argumentieren radikale jüdische Siedler in den von Israel besetzten Palästinensergebieten. Sie berufen sich unter Verweis auf die Bibel auf materielles Recht, das ihnen persönlich Grund und Boden in Palästina verheißt. Beide Perspektiven haben

katastrophale Folgen und führen direkt zu Gewalttat und Brutalität. Und das ausgerechnet unter Berufung auf biblische Texte, die von Verheißung und Erlösung, von Frieden und Rettung reden. Solch abgrundtiefe Diskrepanz schreit doch nach Auflösung. Wo ist hier der feste Punkt, der diese Welt der Gewalt aus den Angeln zu heben vermöchte?

Nehmen wir Zuflucht zur Realität, dann stellen wir fest, dass es sich bei der Bibel um nichts anderes als einen Text handelt. Biblische Tradition ist von Anfang bis Ende eine Tradition des Wortes. Um das zu begreifen, reicht ein Blick auf die erste Seite der jüdischen Tora, die von der Schöpfung der Welt erzählt, und ein zweiter Blick auf das letzte Buch des christlichen Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, die in mystischer Weise von einer ganz und gar außerweltlichen Wirklichkeit spricht. Beides sind daher poetische Texte, sind mystische Erzählungen und keine historischen Dokumente. Es sind Bilder der Seele und nicht Produkte eines Tatsachenjournalismus. Wenn dies für den Eingang und den Ausgang der Bibel gilt, was soll man dann erwarten für alles das, was sich zwischen diesen beiden „Buchdeckeln“ findet?

Versteht und verinnerlicht man diesen literarischen Charakter der heiligen Schriften einmal mit aller Konsequenz, so werden jegliche Versuche hinfällig, aus den Texten materielle Ansprüche abzuleiten, dogmatische Lehrsätze zu formulieren oder äußere Feinde zu identifizieren und dann gebührend zu bekämpfen. Erkennt der Leser den heiligen Text als ein literarisches Kunstwerk und sprachlichen Wegweiser zu Gott, dann kann (und muss!) er aus einer solchen Haltung heraus mit aller Konsequenz das biblische Gebot einhalten: „Du sollst Dir kein Bildnis machen“. Das Herstellen von Bildern meint doch das Materialisieren einer eigentlich ganz und gar geistigen Welt. Und die Welt der Bibel ist tatsächlich vom ersten bis zum letzten Buchstaben eine geistige Welt des Wortes.

Damit tritt die Bibel in scharfen Gegensatz zu einer rein diesseitigen, materialistischen Weltanschauung, wie sie heute vorherrscht, vielleicht mehr als irgendwann zuvor in der über zweitausendjährigen Wirkungsgeschichte der Bibel. Das Dilemma der modernen säkularisierten Welt bei ihrem Blick auf diese Texte besteht in ihrem Wirklichkeitsverständnis. Statt den biblischen Text ganz als Literatur ernst zu nehmen und ihn damit wirklich werden zu lassen, flüchtet man in eine angebliche Wirklichkeit als materielle Voraussetzung für den Text: in die so genannte „Historizität“. Zu dieser Sichtweise hat die christliche Bibelwissenschaft im 20. Jahrhundert einen erheblichen Beitrag geleistet, indem sie beständig nach historisch greifbaren Tatsachen fragte und dabei den Text selbst aus den Augen verlor. Da galten synthetisch gewonnene „authentische“ Jesusworte fast schon für verbindlicher als die

überlieferten Texte. Da gerieten andererseits die historisch völlig unbekanntenen Autoren biblischer Schriften unter den Verdacht, in ihren Werken aus partikularem Interesse Geschichte manipuliert zu haben, als ob man sicher wüsste, um welche Tatsachen es sich denn dabei gehandelt habe. Dass möglicherweise hinter dem Text rein gar nichts materiell greifbares und deshalb auch nicht verfälschbares liegen könnte, kam dieser Wissenschaft nicht hinreichend in den Sinn. Sie wurde an der Entwicklung solcher Ideen allerdings auch vehement gehindert von einer christlichen – vor allem katholischen - Kirche, die sich hier an vorderster Front als Vertreterin eines historischen Materialismus gezeigt hat. Das ist um so unverständlicher, als einer der bedeutendsten biblischen Texte - das Johannesevangelium – mit aller sprachlichen Kraft die fundamentale Bedeutung des Wortes hervorhebt: „Im Anfang war das Wort“. Die Radikalität dieses Satzes ist binnenchristlich viel zu sehr verkannt worden. Unter den institutionellen Vertretern des jüdisch-christlichen Komplexes war man jederzeit versucht, hinter diesen Anfang des Wortes zurückzugehen und nach den materiellen Voraussetzungen des Wortes zu suchen und dort sein Heil zu finden. Und in diesen Äußerlichkeiten fand man in der Regel auch sein Heil, ungeachtet der eindringlichen Stimmen einiger christlicher Mystiker. Deren Lehre sprach vom direkten Wirken des Wortes in der Seele des Gottsuchers ohne den Umweg über historisch verstandene biblische Gestalten. Die Mystiker wurden jedoch wegen solch ketzerischer Ansichten oft genug verfolgt und zum Schweigen gebracht. Damit konnten die Vertreter der Kirche ihre äußere Macht festigen. Weltliche Macht bedarf eben auch einer weltlichen Begründung. So wurde das Wort materialisiert, vom Anfang verdrängt und hinter das angeblich entscheidende äußere geschichtliche Geschehen zurückgesetzt.

Solch historischer Materialismus ist aber – biblisch gesprochen – *das* Kennzeichen einer heidnischen, namentlich der römischen Welt. Schon der biblische Pilatus hat nach Auffassung des Johannesevangeliums keine Ahnung von religiöser Wirklichkeit. Sonst hätte der Evangelist ihm nicht die Grundsatzfrage in den Mund gelegt: „Was ist Wahrheit?“ (Joh 18,38). Dieser Satz drückt nämlich keineswegs den versonnenen Skeptizismus eines verkappten Philosophen aus, sondern die Unfähigkeit des römischen Realpolitikers und Militärmachthabers Pilatus, die Stimme Jesu auch nur zu hören, geschweige denn das Wort Gottes zu verstehen (Joh 18,37). Wer sich heute auf historische Plausibilitäten bei der Bibellektüre verlassen will, muss sich vorsehen, nicht unversehens in die Tradition eines Pilatus zu geraten, unter dem nach christlichem Glaubensbekenntnis Jesus bekanntlich gelitten hat und gekreuzigt wurde. So gesehen ist jeder materialistische Ansatz im Umgang mit biblischen Texten ein Kreuzesnagel, den man dem Wort Gottes in den geschundenen Leib treibt.

Nun könnte man einwenden, es sei für die Frage nach einem neutestamentlichen Antisemitismus - besser: Antijudaismus - völlig unerheblich, ob das Erzählte tatsächlich geschehen sei. Entscheidend sei doch letztlich nur die Frage, ob Menschen hier diffamiert und unter Verdacht gestellt würden; unter den Verdacht nämlich, sie hätten in Jesus einen unschuldigen, gewaltlosen Menschenfreund aus formalen und eigennützigen Beweggründen umbringen lassen. Wenn es für eine solche Darstellung keinen historischen Hintergrund gab, so stünden die christlichen Autoren der ersten Stunde tatsächlich selbst unter schwerem Vorwurf. Dann wäre ihre Darstellung nämlich tendenziell und mit voller Absicht und ohne Rücksicht antijüdisch. Die Verfasser der heiligen Schriften des Neuen Testaments trügen so zumindest die Mitverantwortung für die brutalen Konsequenzen, die ihre Lektüre in der Geschichte des christlichen Abendlandes für die Juden gehabt haben. Auf die Spitze getrieben könnte man dann sogar folgern: Der nationalsozialistische Terror gegen Juden wäre letztlich *auch* eine Folge urchristlichen Antijudaismus.

Solche Thesen über einen angeblichen neutestamentlichen Antijudaismus klingen realistisch und vernünftig, sind es aber tatsächlich nicht. Wenn die neutestamentlichen Schriften keine Dokumente der Geschichtsschreibung sind, dann geht es ihnen ausschließlich um eine geistige Wahrheit. Sie reden über Gott, wollen also Theologie treiben. Und diese Theologie kann aus inneren Gründen gar nicht antijüdisch sein. Das lässt sich leicht erweisen, indem man dem Christentum einige fundamentale Fragen stellt:

1. Stimmt es, dass sich christliche Identität dem biblischen Wort verdankt (Martin Luther nannte das „sola scriptura“)?
2. Ist Jesus nach der Darstellung der Evangelien das Wort Gottes?
3. Hat dieses Wort seinen Weg von Israel aus in die römisch-heidnische Welt hinein auf Betreiben von Juden angetreten?
4. Wurde dieses Wort in der heidnischen Welt zunächst nicht verstanden, hat also gelitten und ist in letzter Konsequenz untergegangen?
5. War dieser Untergang die notwendige Voraussetzung für die Auferstehung des Wortes und somit für das Heil der Menschen, die es aufnahmen?
6. Steht dies alles in völligem Einklang mit dem Willen Gottes und ist dies folglich in letzter Konsequenz sein Werk?

Ein Christ muss alle diese Fragen zustimmend beantworten, will er nicht seine Identität ganz und gar aufs Spiel setzen. Also verdankt er sein Seelenheil diesen Erzählungen der Evange-

lien und der anderen biblischen Schriften als Zeugnissen Gottes, anders wäre er nicht Christ. Alle Gläubigen sind erst nachträglich aus dem Heidentum in das Volk Gottes aufgenommen worden und zwar über das Kreuz und das Sterben des Wortes. Das bedeutet aber: Christlicher Antijudaismus angesichts des Kreuzes ist genau besehen völlig unmöglich. Die Crux des Christentums in der Geschichte ist das Dilemma, gerade das Zeichen seines Heils – das Kreuz – abgelehnt und die „Schuld“ für dieses angebliche Verhängnis den Juden angelastet zu haben. Das Kreuz ist aber für den Christen keineswegs ein Verhängnis, ganz im Gegenteil: Verhängnisvoll war es lediglich für den Gekreuzigten selbst. Aus dieser schizophrenen Abwehrhaltung von Christen gegen das Kreuz ist unsägliches Leid über das jüdische Volk gekommen, haben Generationen von Juden gelitten und ihr Leben gelassen. Das wird ein Ende haben, wenn das Kreuz als identitätsstiftendes Zeichen von Christen akzeptiert wird. Sobald sich der Christ bis in die letzte Konsequenz dieser seiner Identität versichert hat, wird er im Juden den Bruder erkennen, der dieser immer schon war und in dessen Familie der Christ sozusagen adoptiert wurde.

Es hilft also im Dialog zwischen Christentum und Judentum überhaupt nicht weiter, nun unter Hinweis auf historische Verhältnisse Juden angesichts des Kreuzes zu „entschuldigen“ und damit das Kreuz zu relativieren. Das könnte vielleicht historisch noch gelingen, indem man die Evangelisten als Geschichtsfälscher entlarvt. Theologisch aber darf und kann das nicht gelingen. Juden stehen theologisch als „Täter“ in der Mitverantwortung für das Geschehen, das nach christlichem Sprachgebrauch „Erlösung“ heißt. Unter dem Kreuz findet daher nicht die Trennung zwischen Judentum und Christentum statt, sondern ihre Begegnung und Verschwisterung. Solches geschwisterliche Miteinander beruht auf dem selben göttlichen Wort, das seinen Leidensweg in die Welt genommen hat, aber darin nicht untergegangen ist, obwohl die Aussichten dafür denkbar schlecht waren. Das Wort will in unseren Tagen auferstehen. Wir sollten es nicht erneut kreuzigen durch all die historischen Bildnisse, die wir uns von ihm gemacht haben. Und in diesem Prozess der Bewusstwerdung leisten Filme á la „Die Passion Christi“ nur als abschreckendes Beispiel ihren Beitrag.